

Erinnerung an Michael Georg Conrad

Zu seinem 110. Geburtstag (5. 4. 1846 — 20. 12. 1927)

Von Hermann Gerstner

Wenn ein junger fränkischer Poet in den zwanziger Jahren nach München kam, dann galt es, zwei ehrwürdige Dichtergestalten aus der Heimat zu begrüßen, die in der Landeshauptstadt seßhaft geworden waren. In einer vornehmen Villa der Sternwartstraße lebte Wilhelm Weigand, ein Grandseigneur, kultiviert, gepflegt, etwas leise, bedächtig, ein Mann, dem man es ansah, daß er sich gern mit der großen Zeit der französischen Geschichte und Literatur beschäftigte. Da liegt vor mir noch heute sein Roman „Die ewige Scholle“ und ich sehe auf der Titelseite in seiner fast zarten Gelehrtenhandschrift die Widmung, mit der er mir das Buch seinerzeit überreichte. Er wirkte dabei wie ein vornehmer liebenswürdiger Professor, der sein Werk mit einer feinen Bewegung in die Hände des Jüngeren legte.

Aus einem anderen Holz geschnitzt war Michael Georg Conrad, der nur einige Straßenzüge weiter, ebenfalls in München-Bogenhausen wohnte. Ein im besten Sinne bäuerlicher Mensch mit einer fast stürmischen Herzlichkeit. Jüngst erst bin ich wieder vor dem großen Miethaus Ismaningerstraße Nr. 68 gestanden. Es hat die Brandfackeln des Krieges überstanden und so konnte ich zu dem Erker im zweiten Stock hinaufschauen, wo ich als junger Student der Germanistik so manches Mal zu Gast war. Man wußte damals von Michael Georg Conrad, daß er als Herausgeber der Monatsschrift „Die Gesellschaft“ wie ein jugendlicher Stürmer und Dränger für seine naturalistischere Kunstauffassung gekämpft hatte, man kannte auch die Romane „Was die Isar rauscht“, „In purpurner Finsternis“ und „Majestät“, man hatte auch schöne echte Gedichte auf seine fränkische Heimat von ihm gelesen. Aber so oft man auch bei ihm war, man war nie bei einem Literaten zu Gast. Ein Mensch empfing einen mit herzgewinnender Art.

Gehen wir noch einmal die Stiegen zum zweiten Stockwerk hinauf. An der Türe empfängt uns mit einem vertrauten Lächeln die Haushälterin Marie Sokol, die mich schon kennt. Man merkt am Nicken ihres Kopfes, daß man willkommen ist. „Rutsch“ nannte sie der Dichter, wenn er gut gelaunt war. Es ging gleich in das große, bürgerlich behäbig eingerichtete Zimmer. Dort war für den Dichter, der schon hoch in den siebziger Jahren stand (am 5. April 1846 geboren), ein gepolsterter Ohrensessel bereit. Gern saß er aber auch in seinem fahrbaren Lehnstuhl. Man schaute in ein Zeushaupt, das von Locken umrahmt war und das ein Bart verschonte. Es war wie ein Gemälde aus einer schöneren Vergangenheit. Man blickte in ein Paar offene gütige Augen, man sah ein gutes Lächeln um diesen Mund, dessen Sprache den altfränkischen Klang nicht verleugnete. Natürlich sprach er einen gleich mit „Du“ an, er machte keine Umstände, man war wie zu Hause bei ihm, es schien so, als würde man ihn schon lange kennen.

Marie Sokol mußte Tee bringen, Gebäck auflegen — man war unversehens in einer entzückenden verzauberten Teestunde. Man war um kein Gespräch verlegen und wenn man erst von den Vorlesungen der Universität, von den alten Städten daheim am Main erzählt hatte, dann konnte man ihm den ganzen Nachmittag zuhören. Er hatte sich über die Beine eine Decke gelegt und nun kamen seine geliebten Katzen an, wärmten ihn, ließen sich von ihm streicheln. Wie hießen sie alle: Mohrle, Miezi, Heizi und Muschi. Man durfte sie nicht vom Tisch wegjagen, wenn sie mit leisen Pfoten darüber tappten und sich etwas Gutes zu knabbern suchten. Man durfte auch nicht die Nase hochziehen, wenn es etwas nach der Katzenfamilie roch. Die Vierbeiner gehörten dazu, das waren die Freunde des Dichters. Starb eine aus diesem Kreis, so wurde sie von Michael Georg Conrad eigenhändig im Vorgarten begraben.

Ebenso innig liebte der Tierfreund seine Kanarienvögel. Es war keine Sentimentalität, daß der Dichter einen Kanarienvogel, der in der gleichen Nacht wie seine Frau gestorben war, der Toten aufs Herz legte. Die beiden kamen in das gleiche Grab. So ein Vogel war für den Dichter ein Stück Leben aus dem Wunderreich der Schöpfung. Nichts Geringes — sondern etwas Feines, Schönes, Liebliches.

Hatte Conrad von Katzen und Vögeln genug erzählt, so stand er wohl von seinem Sesselplatz auf, ging langsam und etwas schwer an dem hohen Gummibaum des Wohnzimmers vorbei, so spielte er wohl etwas Klavier und erzählte dann von Richard Wagner, für den er begeistert war. Oder er kam auf seine Frau zu sprechen, die unter dem Namen Ramlo als Ibsendarstellerin bekannt gewesen war. Ich sehe ihn noch, wie er sich zur Schublade einer Kommode niederbeugte und ein Lichtbild heraussuchte, das seine Frau als „Nora“ zeigte. Schmerzvoll bewegt erzählte er von der Verstorbenen, er hatte Tränen in den Augen, als er immer noch verliebt die Kunst der Heimgegangenen rühmte.

Langsam kam er dann an den Teetisch zurück, beschattete für ein paar Minuten mit der Hand seine Augen und streichelte die Katzen, die sich wieder um ihn drängten, behutsamer und zärtlicher. Aber er ließ einen nicht lange allein. Er führte einen in das alte fränkische Dorf Gnodstadt, wo er vor so vielen Jahren geboren worden war. Und es bedurfte nur einiger Andeutungen — da sah man den Main vor sich, die Weinberge, die Kornfelder, man ahnte, wie seine Mutter sorgend durch das alte Bauernhaus gegangen war, wie ein Bild trat einem der Vater als Sämann entgegen. O die Heimat mit den alten fränkischen Städtchen, dem blühenden Frühling und dem gesegneten Herbst tat sich auf. Dann glitten die Erinnerungen aber auch in die Ferne, da zog der junge Dichter durch die Schweiz, Italien und Frankreich, ließ sich die Winde der Ferne um die Ohren wehen.

Wieder wurde es still in der großen Stube. Hier in München in der Ismaningerstraße. Es kam die blaue Stunde der Dämmerung. Ein Greis saß vor einem — ein verehrenswerter ergrauter Mann, der mit einem brüderlichen „Du“ den so viel Jüngeren für einen Nachmittag in seinen Lebenskreis gezogen

hatte. Man glaubte es diesem herzlichen Mann mit seinem klaren offenen Wesen, daß ihn die Kinder der Umgegend lieb hatten. Wenn so ein kleiner Bursche eine heimatlose Katze brachte, so hatte selbstverständlich „Onkel Conrad“ ein warmes Plätzchen für sie. Und wenn ein kleiner Junge namens Werner in seinem Haus Geburtstag hatte, so kam der gleiche „Onkel Conrad“ mit zwei Kätzchen auf dem Arm an und gratulierte höchst persönlich. Diese Zärtlichkeit hatte aber nichts Weichliches. Man glaubte es diesem urwüchsigen Mann, daß er mit einem Donnerkeil dreinfahren konnte, wenn er es für nötig hielt. Kein Wunder, daß er einmal bei einer Dauthendey-Aufführung in München, die dem Publikum nicht recht zu gefallen schien, aufgestanden war und mit dem Ruf „Ein Dichter spricht“ — er meinte damit den Landsmann Dauthendey — Ruhe geboten hatte.

In gleicher Weise hatte er für seine jungen Freunde, die mit ihren Sorgen zu ihm kamen, stets einen guten Rat. Oft wußte er auch ohne viele Worte zu trösten und neue Kraft zu geben. Studenten und Schriftsteller, Tänzerinnen und Schauspielerinnen trafen sich an seinem Teetisch — meist junge Leute. Und mancher, der mit trüben Gedanken gekommen war, verließ ihn getröstet. Ja Conrad zeigte sogar für Dinge Interesse, die ihm fremder waren. Ich beschäftigte mich damals mit einer Arbeit über den Dichter Julius Grosse, der dem Münchner Dichterkreis um Geibel und Heyse angehörte, einer dichterischen Welt, die dem Naturalisten Conrad ferner lag. Aber auch über einen Poeten wie Julius Grosse urteilte er mit einem echten Gerechtigkeitssinn und schrieb über ihn mit seiner steilen, hoch gezogenen deutschen Schrift: „Hut ab vor diesem prachtvollen literarischen Charakterkopf und tüchtigen Menschen! Ein Kerl mit vielen Talenten. Ein feiner Mensch. Sein Versbuch „Aus bewegten Tagen“, das ich 1872 bei einem fliegenden Antiquar in der Toledostraße zu Neapel erstand, gehörte zu den wenigen poetischen Werken, die mich auf allen meinen Fahrten in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich begleiteten, denn es war durchweht von geistiger Heimatluft.“

Leider sind diese Zeilen von Conrad (ich habe sie nach einer Abschrift zitiert) zusammen mit anderen Briefen und Karten des Meisters im Feuer des zweiten Weltkrieges verbrannt. Aber Michael Georg Conrad selbst steht unverblich vor mir: der Mann mit dem bärtigen lockengeschmückten fränkischen Charakterkopf, mit der von Herzen kommenden Vertrautheit, mit dem schwärmerischen Klang seiner Stimme, wenn er von der Heimat sprach, mit der Wehmut im Ton, wenn er sich der verstorbenen Frau erinnerte, mit der Zärtlichkeit für sein kleines Tierparadies.

Es wurde mir erzählt, daß es ein trüber Tag war, als er am 20. Dezember 1927 seine Augen für immer schloß. Zwei Tauben seien auf dem Fenstersims gesessen, damals ...

Unter den Trauernden war auch Thomas Mann, der „dem Andenken Michael Georg Conrads“ (abgedruckt in „Die Forderung des Tages“, Berlin 1930) dankende und ehrende Worte widmete. Er nannte den Toten den „Ein-

fachen, Rüstigen, Knorrigen, den Frankenbauern“. „Denn er war frei und gütig, ohne Feindseligkeit... Es zog mich im Herzen zu seinem Sarge... Während die Worte der Redner unterm Gewölb ineinanderhallten, stand ich lange in Ehrerbietung geneigt. Ich bedachte die Jugend, das Alter, den Tod...“

In Ehrerbietung neigen wir uns vor der Gestalt eines gütigen Mannes, der noch im Ausklang seines Lebens mit dem brüderlichen „Du“ den jungen Freund empfing. Es blieb nicht bei der ersten Teestunde. Ich pilgerte gar manchesmal in die Ismaningerstraße und saß immer gern vor diesem schönen Greisenantlitz. Still — huschen da nicht Mohrle und Miezi über seine Knie? Brummt dort nicht der Kater Heizi? Und Muschi treibt sich natürlich wieder auf dem Teetisch herum.

Und ein Mädchen lächelt herüber — die Jugend lauscht dem Greis. Und es ist ein Wohnzimmer in einem Miethaus der Großstadt. Aber man glaubt in einem Bauernhaus zu sein. Und dort sitzt der Patriarch. Und er ist von seiner Weltfahrt heimgekehrt und er denkt an den Vater, den Sämann, an die werkende Mutter, an den Wind über den fränkischen Hügeln, an den Main, der unterhalb der Dorfwiesen rauscht...

Als ich mit dem Mädchen, das mit mir am Tisch des Dichters saß, die Treppe hinuntergehe, sagt es: „Sie können sich nicht vorstellen, was in mir vorgegangen ist. Als ich kam, war ich ganz verzweifelt und hatte die dümmsten Gedanken im Kopf. Ich wollte mich eigentlich umbringen. Aber jetzt ist auf einmal alles ganz anders.“...

Das war das Ergreifende: Michael Georg Conrad, selber schon nahe der Schwelle zur Ewigkeit, strahlte noch urwüchsige Kraft zum Leben aus.

Wir sollten uns freuen, daß er einer der Unseren war. So wie auch Wilhelm Weigand in vielen Werken der Heimat gehörte. Ein Zweigespann schöner Art: der feine „Professor“ Weigand — der „knorrigie Frankenbauer“ Conrad!

Wer sie gekannt hat — wird sie nicht vergessen. Wer sie aber nicht persönlich erlebt hat, möge sie in ihrem Werk finden. Gültig schön leuchten Conrads Verse vom „Säemann“, die er dem Vater gewidmet hat. Oder das Gedicht „Vom Grab meiner Mutter.“

„Vom Grab meiner Mutter komm ich gegangen,
zum Grab meiner Mutter geh ich zurück...“

Zum Grab seiner Mutter ist er zurückgegangen — dort ruht er, der vor 110 Jahren seinen Lebensweg begann, nun schon bald dreißig Jahre in der heimatlichen Erde. Durch seine Münchner Zimmer aber in der Ismaningerstraße gehen andere: Spätergeborene. Vielleicht aber sollte doch eine Gedenktafel dort an seinem Haus die Spätergeborenen daran erinnern, daß hier ein Dichter viele Jahre lebte, daß hier der alte Michael Georg Conrad Katzen streichelte, Kanarienvögel fütterte, junge Mädchen mit einem kraftvollen Wort tröstete und ebenso junge Poeten im verbindenden Zeichen des „Pegasus“ als Brüder und Freunde begrüßte.